

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1916.

Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

Der Journalist wiegte bedächtig das Haupt. „Ich bin darüber leider nicht unterrichtet. Vielleicht bedarf er Ihrer zu irgend einem politischen Zweck. Ich habe Ihnen jedenfalls die Einladung des Vords zu überbringen. Er bittet Sie durch mich, sein Gast zu sein.“

Der Hauptmann stützte den Kopf in die Hand. Der Teufel möchte aus diesem Journalisten und seinem Auftraggeber Klug werden. Seine Züge strafften sich. Dann fragte er zögernd:

„Vergeben Sie mir meine Neugierde! In welchem Verhältnis stehen Sie eigentlich zu Vord Southriffe?“

Atterley lachte bitter auf. „Ich bin sein und Lady Ediths Sklave!“

Und als er das Erstaunen des jungen Offiziers bemerkte, fuhr er fort:

„Bitte, nehmen Sie das ruhig wörtlich und erlassen Sie es mir, Ihnen die Gründe auseinanderzusetzen.“

„Wer ist Lady Edith?“ forschte Bongford weiter. Ihm klang das Pathos des andern reichlich gemacht; er liebte die theatralische Geste an fremden Menschen nicht; es schien ja fast, als sei Atterley nur halb zurechnungsfähig, auf alle Fälle ein sonderbarer Kauz.

Der Journalist beugte sich vor und sah den Hauptmann scharf an.

„Möglich auch,“ meinte er, ohne dessen Frage zu beantworten, „daß der Gedanke, Sie zu Gast zu bitten, von ihr stammt. Vielleicht braucht sie wieder ein frisches Opfer auf Ihren Altar.“ Seine Stimme klang häßlich und krächzend.

„Vielleicht“ — fuhr er fort — „will sie mit Ihnen prunken: Der Held des Tages in Lady Ediths Hofstaat!“

Der junge Offizier war sichtlich peinlich berührt. Das Erlebnis begann ihn zu ärgern. Wie kam der wildfremde Mensch dazu, in so plump-vertraulichem Tone sich mit ihm anzubiedern? Und wie kam ein Vord dazu, ihm durch einen Menschen von so schlechten Manieren eine Einladung überbringen zu lassen? Er suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Der Held des Tages? Ich finde, daß die Deute viel Aufhebens von einer belanglosen Sache machen.“

„Tod und Teufel!“ versetzte Atterley mit bitterem Spott, „wir haben bis jetzt an unserm Krieg so wenig Freude erlebt, daß uns das bißchen Jubel über eine Heldentat wohl zu gönnen ist.“

Und als Bongford schwieg, fuhr er fort: „Ja, so, Sie sind neugierig, wer Lady Edith ist. Lady Edith ist seine Tochter, und im übrigen das schönste, verführerischste und — gefährlichste Weib der vereinigten Königreiche, einen . . . wie soll ich Ihnen das ausdrücken, ich möchte fast sagen: eine schuldlos schuldige Messalina-Natur. Sie hat wohl ein

Duzend Männer schon unglücklich gemacht.“ Und dann fügte er so leise hinzu, als rede er mit sich selber: „Nicht . . . hat sie auch auf dem Gewissen!“

Der Hauptmann fand Atterleys Benehmen unfähig taktlos. Er hatte alle Menschen, die im Verkehr mit dritten Personen nicht Zurückhaltung zu üben vermochten und gleich jeden, der ihnen in den Weg lief, in alle persönlichen Geheimnisse einweihten. Ihm fiel aber ein, daß in des Journalisten Paß angegeben war, er sei verheiratet. So bemerkte er nur teilnahmslos:

„So? Ich dachte, Sie seien verheiratet.“

„Das ist mein Unglück!“ gab der andere dumpf zurück. Eine Welle herrschte Schweigen.

Der Zug fuhr bereits durch den Nordostteil des Londoner Häusermeers, und die nahen Steinwände warfen den Schall drei- und vierfach zurück.

Atterley richtete sich auf. „Sind Sie geneigt, von der Gastfreundschaft des Hauses Southriffe Gebrauch zu machen?“

Der Offizier lachte. „Allzu einladend klang das nicht, was Sie mir andeutungsweise erzählten. Aber vielleicht kann mir die Bekanntschaft des Vords doch einiges nützen. Jedenfalls möchte ich eine so einflußreiche Persönlichkeit nicht vor den Kopf stoßen. Ich nehme also mit Dank an.“

Atterley legte dem Offizier wie beschwörend die Hand aufs Knie. Bongfords Gesicht nahm einen gegülten Ausdruck an. Er bereute es fast, die sonderbare Einladung, die ihn im geheimsten Innern abstieß und verletzete, schon angenommen zu haben. Aber schließlich . . . es war ein Abenteuer . . . und hatte er nicht, bei Lichte betrachtet, sein ganzes Leben auf die Ungevißheit eines Abenteurers gestellt? Und während er dies dachte, sprach der Zeitungsmann aufgeregt auf ihn ein:

„Wir sind gleich am Ziel. Ich muß mich kurz fassen. Sehen Sie, was mich zu Ihnen hinzieht, ist nicht Ihr Heldentum. Davor habe ich weniger Achtung. Aber ich bewundere Ihre Jugendfrische, Ihre ungebrochene Willenskraft, — ich bewundere das an Ihnen, was mir verlorengegangen ist. . . Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen alles das sage, obwohl wir uns knapp eine Stunde kennen. . . glauben Sie bitte nicht, ich sei aufdringlich. . . Ich möchte Sie warnen, bevor Sie das Haus betreten. Ich muß jetzt schon davon sprechen. Am Bahnhof wartet das Auto und da kann ich unmöglich — also kurz und gut. . . wir sind ja bereits angelangt. . . bitte, beherzigen Sie es!“

Sehen Sie sich nie mit Vord Southriffe an den Spielthch und lassen Sie sich nie, nie von Lady Edith die Wohnung zeigen!“

2. Kapitel.

Im Palast des Vords Southriffe.

Vord Southriffe war ein Mann von reichlich fünfzig Jahren. Er war groß und schlank, und sein Aeußeres verriet in allem die Sorgfalt, mit der er seine Erscheinung pflegte.

von den Fingerringen seiner schlanken weißen Hände bis zum flübrigen Scheitel seines Haupthaares.

Er war stichlich aufgeregter Stimmung. Seine blauen Augen bligten blank und freudig auf den Journalisten, der ihm zur Seite in einem Lederstuhl Platz genommen hatte. Der alte Herr schlug mit der Linken zweimal leise, wie Beifall klatschend, in die Rechte.

„Das haben Sie fein gemacht, lieber Atterley. Zur Belohnung dürfen Sie zum Lunch hier bleiben.“

Er zog seine Brieftasche und reichte dem Journalisten mit herablassender Gebärde eine Fünfsfundnote.

„Dann dürften Ihre Auslagen und das übrige wohl ausgeglichen sein.“

Atterley stand auf und verbeugte sich dankend. Der Schein nahm er hastig an sich und einen fragenden Blick warf er zu Lady Edith hinüber, fast, als schämte er sich.

Lord Southriffs Tochter sah, nachlässig an den Flügel gelehnt. Beethovens F-Moll-Sonate lag aufgeschlagen. Sie wandte sich nun zu ihrem Vater.

„Ich finde, unser Gast läßt lange auf sich warten.“

„Nur Geduld, liebes Kind!“ mahnte lächelnd der alte Lord. „Nur Geduld! Wir müssen ihm doch Zeit geben, den Staub der Reise von sich zu schütteln. Uebrigens war er da draußen wohl ab und zu Gast unseres Konsuls; aber abgesehen von den paar Tagen in Rotterdam dürfte es wohl seit langer Zeit das erste Mal sein, daß unser Held in einem guten Hause seinen Lunch nimmt.“

In diesem Augenblick riß ein Diener die Flügel der Türe weit auf, und an ihm vorüber trat der junge Offizier hochaufgerichtet ins Zimmer.

Atterley erhob sich und eilte ihm entgegen.

„Ich habe das Vergnügen bekannt zu machen... Kapit'n Longford von den Ottomajustizieren... Lord Southriffe, der Herr des Hauses, ... Lady Edith, seine Tochter.“

Der Lord war aufgestanden und seinem Gast bis unter den großen Kristallenleuchter in der Mitte des Zimmers entgegengetreten. Er bot ihm die Hand zum Gruße.

„Es freut mich, lieber junger Freund, daß Sie meine Einladung angenommen haben. Es ist eine Ehre für dieses Haus, Sie als Gast zu beherbergen.“

Longford neigte das Haupt.

„Mylord machen mich sehr stolz. Meine Verdienste sind viel zu gering, um der Ehre würdig zu sein, in diesem Hause empfangen zu werden. Ich bitte Sie, meinen herzlichsten Dank dafür entgegenzunehmen zu wollen, daß Sie dem unbekannt Fremdling so gastfreundliche Aufnahme gewähren.“

Dann trat er zu Lady Edith, die noch immer am Flügel stand.

„Vor allem Ihnen, Mylady, als der Herrin dieses Hauses, meinen tiefgefühlten Dank!“

Er führte die Hand, die ihm gereicht wurde, leicht an die Lippen.

„Ja, Kapit'n Longford, es freut uns aufrichtig, daß Sie uns die Ehre geben, nachdem wir von Ihren Auenturen schon so mancherlei gehört und gelesen haben. — Und Sie mit dem Zimmer, das ich Ihnen anwies, zufrieden?“

„Aber, Mylady, ich komme mir beinahe wie ein Märchenprinz vor. Denken Sie doch: vor wenigen Wochen noch im Schützengraben, vor vierzehn Tagen noch im Lazarett in Brügge, dann die Flucht mit all ihren Schrecknissen, die aufopfernde Hilfsbereitschaft des Konsuls Humphrey in Rotterdam und hier dieser über alles Erwarten lebenswichtige Empfang. Ich bin so überrascht und zugleich froh, mich endlich wieder einmal fern von Kanonengebrüll und Maschinengewehrgeknatter unter gestitteten Menschen bewegen zu können, daß ich auch mit einem weniger fürsüch eingerichteten Gemach, als es Mylady mir zu teil werden ließen, vorlieb genommen hätte.“

Lord Southriffe nickte zu dem alten freundlich und wachte seine Tochter an, als wollte er sagen: Du siehst, wie recht ich hatte.

Die beiden jungen Leute maßen sich mit den Augen. Atterley stellte insgeheim fest: So hätten sich vielleicht zwei römische Gladiatoren in der Arena gemessen, ehe sie den Kampf miteinander begannen.

Das junge Weib brach zuerst das Schweigen.

„Kapit'n, es wird wohl lange her sein, daß Sie eine Dame zu Tische führten... Zwar, man wartet ja so allerhand von Ihren Schützengräben da draußen; ganz natürlich geht es wohl nicht zu zwischen Lehm und Draht-

verbau... Ebenfalls sollen Sie das langentbehrte Vergnügen sogleich haben... Wollen Sie mit Ihren Arm reichen!“

Und sie ließ sich von ihrem neuen Ritter in das nebenan gelegene Speisezimmer führen.

Longford gebrauchte zerstreut einige höfliche Wendungen, während er seine Dame an ihren Platz geleitete. Es war für vier Leute gedeckt. Schwere geschnitzte Eichenstühle umstanden einen wuchtigen Tisch. Die Füße versanken fast im weichen Sammet des Teppichs.

„So, bitte, Kapit'n, Sie nehmen hier Platz! Mister Atterley darf, wenn er artig ist, an meine rechte Seite rücken... und Papa, wie immer, mir gegenüber, nicht wahr?“

Die beiden Zeitungslente redeten von der inneren Politik, von Steuern, Parlamentsvorfällen und allerhand Tagesklatsch.

Der Hauptmann beobachtete schweigend die Dame an seiner Seite. Also, das war das „schönste und verführerischste Weib der vereinigten drei Königreiche“. Er betrachtete sie möglichst kritisch... Sein Fall war das schwerlich... Allerdings, schön war die junge Lady... ganz ohne Zweifel. So mußte die Herzogin von Devonshire ausgesehen haben, als Gainsborough ihr Bildnis auf der Leinwand bereivigte. Aber ihre Augen waren ihm zu wissend... Was waren das überhaupt für seltsame Augen!? Sie schienen blau zu sein wie die des Vaters; dann wieder schillerten sie ins Grünliche wie Smaragde, sie schossen Blitze und erloschen im nächsten Augenblick zu dumpfem Grau... Und dieser Mund mit den fein geschwungenen, etwas übervollen Lippen, die von so viel Lebensgier zu sprechen schienen... Eine Messalina-Natur, hatte Atterley gesagt... Ach, dummes Zeug! — Dieser Journalist mit seinen Rätselwarnungen und seinem sonderbaren Gebaren war entweder verrückt oder ein Schwärmer... Vielleicht beides... Ihm war diese Geheimnistuerei in der Seele zuwider; dieses zwerchfellerschütternde Kleinstadtbühnenpathos: „Sehen sie sich nie, nie, nie von Lady Edith die Wohnung zeigen!“... Bahnsinn! Er fühlte sich gezeit gegen alle Anfechtungen und Anwandlungen.

Atterley erzählte gerade die Geschichte, wie ihn Longford als Spion hatte festnehmen lassen.

Lady Edith lachte. Und der Lord meinte, schalkhaft mit dem Finger drohend: „Sie verstehen die „mise en scène“ (die Inszenierung), wie unsere Verbündeten zu sagen pflegen. Meine Hochachtung, Herr Hauptmann!“

Er hob das Glas gegen seinen Gast.

Der Offizier sah zweifelnd drein. Sollte der alte Herr ahnen? War der Schleier des Spiels so leicht zu lüften? — Er mußte alle Selbstherrschung aufbieten, um seine Bestürzung zu verbergen.

„Ich bitte um Vergebung, Mylord; aber ich weiß in der Tat nicht, worauf Ihre Worte zielen.“

Der Zeitungskönig ließ sich nicht irre machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tal des Paradieses.

Von Erik Red-Mallezewen.

(Nachdruck verboten.)

Geladen hatte die Persimon: zwanzig Automobile und fünfzehn Aufbaum-Biancos. Eine Eisenbahn für Ecuador und sechs- undvierzigtausend Maschin Patrouilli für die elegante Welt von Balparaiso... Munition für eine Revolution in Quito und sechs junge Offiziere und vierzig Mann und einen alten Meerereis von Kapitän. Aber der war ohne Belang und ging eigentlich keinen etwas an.

Am zwieunddreißigsten Tage nach Antwerpen, da sicheten sie St. Pauls Noes. Und wie die Segel am Bizzard gestanden hatten, so standen sie noch heute an den vier Masten der Persimon im helen Nordostpassat.

Die fünf Offiziere lagen in ihren weißen Anzügen auf dem Leatholzdeck. Vorn am Kartenthaus machte der Alte die Ortsbestimmung. Der Erste, der die Wache hatte, hob den Sextanten, und der Alte rechnete dann in seinem Buch, und sie konnten ganz deutlich hören, wie er zu sich selbst sagte: „Stimmt das? — Nein, das stimmt nicht!“ Und dann nach einer Weile wieder: „Stimmt das? — Ja, das stimmt!“ Aber es stimmte in Wirklichkeit nie. Und wenn der Erste nicht gewesen wäre, dann hätten sie nach vierzig Tagen auf dem Mond anheuern können und nicht in Balparaiso, wohin sie doch am Erde wollten.

Ja, da wollten sie wahrscheinlich hin. Wenn man dreißig Tage fort ist von Rotterdam oder von Antwerpen und von den weißen Frauen Europas, und man ist fünf- undzwanzig Jahre alt,

Man will man überhaupt immer nach Balparaiso hin und dann kann man das gar nicht mehr erwarten. Dann läuft man an den Abenden, wenn der Wind auffrischt und das Meer ganz bläulich-blau wird wie ein Stiefmütterchenbeet — dann läuft man das Deck auf und ab und ab und auf. Ah, die Schenken am Pokkai bei der Schelbe, mit dem rosa Licht und den großen Wandspiegeln, deren kleine Böcher mit den sternförmigen Plakern herum nicht von Spazierstücken gebort sind. Und die Mädchen aus Flandern und die von den westfrieschen Inseln und das große Orchester und . . . ach, wie unglücklich schon sind die kurzen Europatage zwischen Reise und Messe . . .

Und plötzlich mußten alle daran denken, wie lange diese verfluchte Reise noch dauern würde. Und da lehten sie mit einem Male über die Schanze mit finsternen Mienen und sahen feuerhochwärts, als ob da irgend etwas aufstehen könne, irgendein unerhörtes Wunder, Erfüllung ihrer heißen Wünsche. Was sie da vor sich sahen, das war nun ganz und gar keine Insel der Seligen, sondern das war eben St. Pauls Roccs. Und St. Pauls Roccs ist nur ein winziger, unbewohnter Fels, der aus vierhundert Meter Wassertiefe ganz unvermittelt aufsteigt und freibeweißt ist, weil die vielen Meervögel ihren Dünger darauf deponieren . . .

Da schaute also Frau Uebersee wieder einmal hart und fast grauam auf sie, und so war das ihren stürmischen Wünschen nicht genug getan. Und sie spien mühsam in die Dämung hinauf und begannen wieder ihre Wanderung über das schneeweiß gefleckte Dels. Ah, sie waren ja alle älteren Blutes, und es war ja wohl nicht zu befürchten, daß ihr Willmut zu einer Katastrophe drängte. Zu einer jener tollen Katastrophen, wie sie sich mitunter ereignen auf Seglern mit südländischer Benennung, die gar zu lange untauchwegs sind. Wo es dann ganz plötzlich und ohne ersichtlichen Grund zu Klutigen Messerorgien kommt und man am anderen Tage drei oder vier Tote über Bord fiert, nur weil man gar zu lange fort gewesen ist von der Malaystraß in Singapur oder von St. Pauli oder den niedrigen grünbewachsenen Kneiden in Tillbury Docks.

So aber hatte Frau Uebersee es doch anders beschloffen mit ihnen an diesem Tage. Denn eben, als sie wieder um das Deck herumtrasteten, da eben schraute der Wind herum, daß oben die Segel zu schlagen begannen. Und wenn das auch nur einen Augenblick, so war — er hatte doch von der Back her einen halberwehten, wehmüthigen Gruß der großen Dame Europa gebracht. Und als sie plötzlich stehen blieben, — da sahen sie dort vorn ein Grammophon mit einem lächerlich großen Trichter stehen, und der Zimmermann, dem's gehörte, hatte das Ding wohl an Deck gebracht. Da schlossen sie mit einem Male dort hin wie fünf waltende weiße Terriers, denen man irgendeinen Bissen vorgeworfen hat.

Ah, es war ja nur ein Cassenhauer, den ihr alle einmal gehört habt, kurz bevor der große Blutwahnsinn über die alte Mutter Europa kam. Und ihr habt über ihn gelacht und habt nicht gewußt, was ein Cassenhauer bedeutet, wenn ein Grammophon mit einem lächerlich großen Trichter ihn spielt, ganz weit fort von euren Europafreuden, bei einer elenden Guanwinel. Er war übrigens so, wie sie alle sind, die massiven, unbefürmerden Melodien: ein wilder Orchesterlärm zuerst, und dann plötzlich hinein in die Synkopen, in Terzen geführt zwei Singstimmen, eine Melodie in Intervallen, die für zartere Gemüther ans Ob-schöne grenzen.

Und so geschah es denn, daß sie plötzlich alle fünf um das Riesengrammophon lagen und sich forttragen ließen von dem Sang, ganz weit fort. Und merklichigerweise war es immer dieselbe Stelle, die sie alle fünf so entzückte, jene Stelle, wo die beiden Singstimmen von g nach e hinaufstrangen und wohnig über einem Meer höchst irdischer Freuden zu schweben schienen. Und sie hörten schließlich nur noch diese Sexte und griffen mit zitternden Händen immer wieder nach dem Stiff und setzten ihn immer wieder auf dieselbe Stelle der Platte, und merkten schließlich in ihrer Trunkenheit nicht, daß sie alle fünf wie große, weiß angezogene Jungen, die ein herrliches Spielzeug aus allernächster Nähe besichtigen müssen — daß sie alle fünf die Köpfe tief in den Riesentrichter des Grammophons gesteckt hatten.

So merkten sie es denn auch nicht, daß hinter ihnen jemand stand, die einzige Frau, die die Personin an Bord hatte. Sie war an Deck gekommen und hatte die Gruppe von weitem zuerst erkannt angesehen. Und dann näherte sie sich und stand und begriff und lächelte. Sie war übrigens die Frau des Needers, die alle fünf Jahre ihre Tochter drüben in Chile besuchte. Sie war noch immer sehr gut anzusehen und schaute in ihren lichten Leinenkleidern eigentlich selbst so aus wie eine Barf unter vollen Segeln. Sie war eine große Dame und war ganz und gar unerreichbar für fünf arme Segleroffiziere. Aber gelächelt hat sie doch, als sie die fünf dort sah. So, wie frohliche Menschenmütter lächeln, wenn sie das Schreien ihrer großen Kinder begreifen, so hat sie gelächelt.

Und einmal, einmal liegt auch Balparaiso vor einem Salpetersieger. Und wenn Balparaiso auch kein paradiesisches Tal ist, und wenn ihm auch die Bäume fehlen, ohne die ein Paradies so undenkbar ist wie ohne Schlange und Eva — ein Paradies ist es doch.

Am Tage, gewiß, da scheint ja wohl nur das unbarmherzige Nicht über hable, braune Felsen. Am Tage, da müssen sie alle an den Badelücken stehen, die Offiziere der Europaschiffe, und müssen

Zahlen in Bücher schreiben, wieviel Automobile und wieviel Pat-schulflaschen man ausgeladen hat. Am Tag, da ist das schließlich auch nur der große Perentessel, der überall brodelte, wo Europas Verdienervahnsinn überreizt wird vom Feuer dieser erotischen Länder, und es bedarf wohl unserer aller Mutter Nacht, um aus diesem Tal wirklich ein Paradies zu machen.

Aber einmal, an einem Samstagabend gar, da geht es doch schlafen, das grelle Licht, und der Säber heult nicht mehr und keine Staubwolken tanzen mehr durch die Speichergellen der Calle Blanca am Kai. Und sanftes Dunkel kommt schnell, und ganz still ist alles und alles. Alles Erwartung. Und dann flammen, sie plötzlich alle auf, die Lichter in den steilen Gassen der Berg-hänge. Rote Lichter . . . grüne Lichter . . . japanische Schriftzeichen davor, und deutlich und spanische und englische. Und alle, alle mit dem Versprechen, daß hinter dieser Tür just das Paradies sei.

Es ist ja immer das Gleiche, gewiß. Ein wenig erotischer, ein wenig araurarischer die Tänze und die Lieder hier am Rande unbekannter Menschheitsbezirke. Und gefalzene Seerinnen statt der Schelbe-Kastern und schwerer düsterröter Aniloteier statt des fragwürdigen Klüdesheimer in Antwerpen. Ein Paradies aber dennoch. Ein Paradies am letzten Abend von dreihundertzugigen Tagen.

An einem Samstagabend, da brachten sie alle — Offiziere und Bootsleute und Matrosen und Stewards — Vorschub auf ihre Hamburger Feuer. Gehörigen Vorschub. Und dann verwandelten sie sich ganz schnell in Herren, denen man es ganz und gar nicht anjah, daß sie eben noch 200 jährige Umbres (chilenische Schauerleute) beim Löden beaufschlagt hatten. In Herren mit roten Handschuhen und silbergrauen Fingerringen und wohlstandigen Zivilröcken, wie man sie für diese Zwecke überall in Hamburger Hafensläden bekommt, drehen sie dem Abendessen den Rücken. Und dann führen schließlich doch zwei Boote vor, und sie schwammen hinterher nach der großen, brodelnden Stadt, deren bunte Laternenzüge sich ganz hoch oben verlieren in den Fäden zwischen den Weinbergen von Jopita und von Anilota und Bina del Mar . . .

Es muß allerdings bemerkt werden, daß außer der Fall-repewache und dem alten Kapitän, einer von den Häfen nicht an Land gegangen war. Das war der jüngste von ihnen und zwar der Arzt der Personin und war eigentlich noch ein Kerl wie Milch und Blut. Und wenn er nicht an Land ging wie die anderen, so lag das daran, das hinter ihm wohl ein Abenteuer lag, das zu mehr verpflichtete, als einen Tanz in einer Antwerpener Kneipe. Daß eine tiefergehende Dame ihn in Hamburg bis an den Lauffieg gebracht hatte. Und daß ihn in den Häfen Südamerikas Briefe aus schwarz noch duffenden lederfarbener Papier erreichten, Briefe, wie eine wirkliche Dame sie schreibt, die für arme Segler-offiziere ganz und gar unerreichbar ist . . .

Zimmerin, es war nicht eben leicht, an Bord zu bleiben in dieser Nacht, trotz aller Briefe. Denn nun thronte sie oben im Dunkel, auf den Bergen, die lächelnde Frau Uebersee und spielte mit den Farbenflammen, so wie ein stinker Jongleur mit großen bunten Glasbügeln spielt. Und wenn das Schiff einmal weniger lärmend vor seinen Bugankern ritt, dann just richtete es die schöne Frau, die Königin ist über die ganze bunte Exotik vom Lizzard bis zum Ray — dann just richtete sie es so ein, daß jense Melodien sich lächelnd durch die stille Nacht schlühen. Und sie machte es auch, daß diese Nacht ganz warm war, und daß vom Land der Wind einen starken, süßen Duft herüberbrachte, unerhört stark und schwall fast in seiner Süßigkeit, einen Duft, der wohl von den Hyazinthenfeldern bei Bina del Mar herüberhrie. Da fand der Zurückgebliebene den Aufenthalt an Deck unerträglich und ging in die Messe hinauf und ließ sich zum Zeitvertreib das Grammophon auf den Tisch stellen. Und ein türkischer Zuseher sagte es, daß er von allen Platten just die von St. Pauls Roccs zuerst erwählte. Aber sie erwies sich bald als unbrauchbar, weil die bewählte Stelle mit dem massiven Sexten ganz und gar abgenützt war und um einen halben Ton tiefer stand als die Umgebung.

Er nahm sie und las die Ueberchrift und er sah, daß der Text eine Aufforderung enthielt, in eine wirkliche oder imaginäre Liebeslaube zu kommen. Da machte er ein Gesicht, das hochmüthiger geriet, als unbedingt notwendig gewesen wäre. Und legte die Platte weg und drehte den Grammophon den Rücken.

Das war am Ende unerträglich geschnacklos alles. „Liebes-laube“, sagte der Text. „Liebeslaube“, dachte er topfischelnd, „Liebeslaube! Auf was die Menschen auch nicht kommen!“

Und er ging hinauf und spielte mit dem einsamen Kapitän eine Partie Schach, die er programmäßig verlor. Denn der Alte, wie das in seinen Jahren lag, vertug es ganz und gar nicht, daß ein anderer gewann.

Aber schließlich verging auch diese Nacht. Und am nächsten Morgen, als das alles wieder vorbei war und das Licht wieder ganz hart und grell auf das riesige Amphitheater des Hafens von Balparaiso schien, da lehnte er, ganz in der Nähe des Fallreps, mit dem Kapitän über die Reeking. Und er sah, daß ein großer Nordamerikaner eben ankam, und daß ein Kaker des skandinavischen Klubs vorüberlief, und daß unten im Wasser die üblichen Delphine spielten. Und dann erst, in dieser Stunde des Sonntag-morgens, kamen die Leute der Personin zurück. Nur nicht mehr

alle in einer oder in zwei großen Schahapfen, sondern jeden in einem ganz kleinen Boot, auf dessen hinterer Bank der Peterser aufrecht und ernst stand, als ruderte er einen Loten zum Dades. Und ein Boot nach dem andern setzte an, und einer nach dem andern enterte die Fallreypstreppe hinauf, die Matrosen und die Stewards, und die Bootleute und die Offiziere. Und keiner war nun ein böser Mäler mit geschraubtem Fell und keiner hätte heute noch den Kopf in den Trichter gesteckt. Sie waren ruhige, behäbige Leute und in ihrem Gang und ihren Bewegungen war etwas gewissermaßen Staatserhaltendes, das früher dort nicht zu entdecken gewesen war.

Zuletzt kam der Dritte an Bord. Er hatte irgendwo seinen Gut eingebüßt, und sein brandvotenes Haar über den schlohweißen Argentinbraun stand lächerlich in die Höhe. Den alten Kapitän grüßte er stumm und verkommen, wenn nicht müde.

Der Alte aber sah es und sagte nur kopfschüttelnd und langsam und in leiser Tonart: „Derr Passiort . . . Derr Passiort . . .“

Und sie fuhren nach Senador hinaus und nach Zentral und packten ihre Revolutionsgranaten aus. Und fuhren wieder zurück nach Europa mit Kaffee und Salko und Salpeter und Gott weiß was.

Und dann kam es so weit, daß die große Frau Europa den eigenen Leib sich aufriß und ihre eigenen Kinder würgte in unbegreiflichem Wüten.

Und da schlafen sie nun alle schon ziemlich lange den großen Schlaf. Bei Hirnschmerz schlafen sie oben und bei den Fackelnden und bei Dover, wo das Wasser noch salziger ist.

Und da sieht man das Leben und kann sie nicht wiederfinden. „Ach, meine Kinder alle.“ schluchzt die große Menschenmutter . . . „Ach, meine schönen, frohen Kinder . . .“

Vermischtes.

* Der älteste deutsche Handelshof in Rußland. Die Umgestaltung der Verhältnisse im Osten und die Erörterung der östlichen Kriegsziele hat auch das Interesse an der Geschichte des Teufelthums in Rußland wieder besonders rege aufleben lassen. Merkwürdigerweise wird diese Geschichte fast stets mit der Eroberung und Kolonisierung der Ostprovinzen begonnen, während sie in Wirklichkeit viel weiter zurückreicht, insofern sie nämlich deutsch-russische Handelsbeziehungen betrifft. Von großem Interesse ist z. B. die nur wenig bekannte Geschichte des wahrscheinlich ältesten deutschen Handelshofes in Rußland, die Dr. H. Vöfler in der Zeitschrift *Niederachsen* in Erinnerung bringt. Die deutschen Handelsbeziehungen zu Rußland in der ältesten Zeit waren hauptsächlich an den Namen Nowgorod geknüpft. Es handelt sich um Groß-Nowgorod, das am Ausfluß des Wolchow aus dem Nimenssee, ungefähr 170 Kilometer südlich von Petersburg gelegen ist. Während Nowgorod heute eine verhältnismäßig unbedeutende russische Gouvernementsstadt ist, konnte es seinerzeit mit Recht den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, nicht nur die größte, sondern auch die reichste und schönste Stadt Rußlands zu sein. Kuris, der Begründer des russischen Reiches im 9. Jahrhundert, ließ sich in Nowgorod nieder, und hier verblieb die Residenz, bis erst Kuris' Nachfolger Oleg sie nach Kiew verlegte. Ihre besondere Bedeutung hatten sowohl Nowgorod wie Kiew wegen ihrer ausgezeichneten Lage an der sog. „großen Wasserstraße“ zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer. In seiner Kanzenzeit verfügte Nowgorod, das ein starkes Reich für sich darstellte, über ein ziemlich umfangreiches Gebiet und ein bedeutendes Meer. Seine Stellung war dadurch gekennzeichnet, daß eines der am häufigsten gebrauchten Sprichwörter lautete: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod?“ Zu Beginn des 12. Jahrhunderts haben die deutschen Handelsfahrten nach Nowgorod eingesetzt und zu Ende dieses Jahrhunderts stand dort bereits der deutsche Hof, nach der dem heiligen Petrus geweihten Kirche Peterhof genannt. Deutsche Kaufleute von Wisby, in der Hauptstadt Westfalen, hatten ihn gegründet. Die Hauptbeteiligten an diesem Handelshof waren Kaufleute von Wisby, Lübeck, Sweft und Dortmund. Nowgorod galt damals als der Handelsmittelpunkt von Ländern mit großen Wohlhoffschätzen. Da es dort keine eigene größere handwerkliche oder industrielle Tätigkeit gab, konnten die deutschen Kaufleute Rußland mit Bekandwand, Pergament, Bier, Wein und den verschiedensten Industrieartikeln versorgen. Dabei spielte der Peterhof die Rolle einer beherrschenden deutschen Niederlassung, es war der hauptsächlichste Stapel- und Uebergangspfad. Ein besonderes Recht wurde diesem Handelshof verliehen und in eigener Statuten niedergelegt, die nach einem nordischen Wort „Stra“ genannt wurden, was als Tätigkeitswort „schreiben“, als Hauptwort „Aufzeichnung“ bedeutet. Die älteste dieser Aufzeichnungen gehört zum Besitz des Lübecker Stadtraths, es ist ein einzelnes Pergamentblatt, das aus den 60er Jahren des 12. Jahrhunderts stammt. Der Peterhof umfaßte einen großen, mit Holzplanen umplanten Platz, und innerhalb dieser Einfriedigung standen die hölzernen Bauten, „Kisten“ genannt: Verkaufshallen, Wohnungen, Buden, Krankenhäuser, Brauhaus, Backstube, und Maßstube. Hier begegneten sich die Kaufleute aus wenigstens 30 deutschen Städten, das ganze kleine Reich war in vier Quartiere eingeteilt, nämlich das

sächsische, das westfälische, das kölnische und das wendische. Oberster Richter, Vorsteher und offizieller Vertreter war der Aeltermann des Hofes, dem vier beratende Meister und zwei Aelterleute zugeseite standen, welche die Finanzen verwalteten, für die Aufrechterhaltung der Statuten sorgten und die Wieten, die Abgaben, die Geldstrafen erhoben. Ein Priester waltete des Amtes und half außerdem den Kaufleuten als offizieller Schreiber. Der Handel des Peterhofes wurde mehrmals durch russische Willkür unterbrochen, nach einiger Zeit konnte er aber immer wieder in großem Umfang neu aufgenommen werden. Ein Ende bereitete ihm die Bezwöngung Nowgorods durch Iwan III. im Jahre 1478. Zwar bestand der Peterhof eine Zeitlang noch in ziemlich eingegengtem Maßstabe weiter, aber mit seiner bedeutenden Wirkksamkeit war es vorbei, und im Jahre 1494 ließ Iwan III. den Peterhof überfallen und die 49 Anwesenden ins Gefängnis werfen. Die hierbei geraubten Waren stellten einen Gesamtwert von ungefähr 432 000 Mark dar. Die gefangenen Kaufleute stammten aus Lübeck, Dorpat, Reval, Dortmund, Duisburg, Hamburg und noch mehreren anderen deutschen Städten. Erst 1496 und 1497 wurden sie auf Fürsprache des Großfürsten von Litauen wieder entlassen, bis auf vier, über deren Los nichts mehr bekannt geworden ist. Mit der endgültigen Abschaffung des Peterhofes hat Nowgorod dann ziemlich schnell seine Bedeutung als Zentralhandelsplatz verloren.

Büchertisch.

— Kaufseifen, Herkules, Akademisches Lustwäblein. Mit Einleitung und Nachweisen herausgegeben durch Arthur Köpp. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung n. b. S. in Leipzig. Geh. 2.50, geb. 3.50 Mark. — Roggen Anteil an der schöpfung und ausübenden Liebkunst haben von jeher die Studenten genommen, und heute noch wächst dem deutschen Liebesalljährlich eine schätzbare Vermehrung aus Studentenreisen zu. In dem hier neu aufgelegten Akademischen Lustwäblein des rätselfhaften Herkules Kaufseifen bietet der auf dem Gebiete der Geschichte der Studentengefanges anerkannt wohlbenanderte, Anfang Januar dieses Jahres in Lübeck verstorbene ehemalige Marburger Universitätsprofessor und Oberbibliothekar Dr. Arthur Köpp ein weit über die akademischen Kreise hinausreichendes Erzeugnis des absterbenden Pessimismus in der Uebergangszeit zum heutigen Studententum, das noch von Hoffmann von Fallersleben vielfach beachtet und benutzt wurde, seither aber für verschollen galt.

— Die Wetterhäbter. Ein Vierteljahrtausend deutschen Bauernstammes, Roman von Paul Burg, Verlag von Paul List-Verlag. Brochüriert 4.80 Mark, gebunden 6 Mark. — Das kraftvolle urdeutsche Buch eines Dichters. Das Werk führt den Leser von Geschlecht zu Geschlecht eines aufrechten markigen Bauernstammes, der zäh und hart um die Erhaltung und Wehrung seines Eigens und seiner Weisheit ringt. Ein Volksstamm mit heißer Liebe zur Scholle, 250 Jahre deutscher Geschichte in ihrer Wirkung auf ein kerniges Bauerngeschlecht sind hier spannend geschildert. Der Roman paßt trefflich in unsere Zeit.

— „Meine Laute und ich“, von Elsa Laura Frein v. Wolzogen. Deutsche Vereins-Druckerei und Verlagsanstalt Graz, Radekystraße 15/17, und Leipzig, Talstraße, Theodor Thomas. Ladenpreis 3 Mk. 60 Hl. (Mk. 3.—), mit Zusendung 4 Mk. (Mk. 3.30). — Frau Elsa Laura, die in ihrer Kindheit durch die verschiedensten Vertreter die Welt kennen lernte, zog in diese und plaudert von dem, was sie erlebt, erfahren und errungen hat, so unterhaltsam, frohlaunig, meist mitunter traurig oder jörnig, daß jeder Leser irgendein Erlebnis „getrost nach Hause tragen“ kann.

— Die Schaubühne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 8 ihres vierzehnten Jahrganges: Bahn und Wille von Germanicus; Hellmut von Gerlach von Johannes Fischart; Zu diesem Krieg, von Brdar; Der siebente Kanzler, von Helmuth Jelenka; Warnung von Meyrin; von Rudolf Kurz; Ein ausgestorbenes Rollenrad, von Anton Kuh; Burgtheater, von Alfred Wolgar; Malers Taggefang, von Ludwig Weidner; Es fällt kein Stein . . . von Gregers Werle; Kreiwitz Bog, von Borovick; und Worten.

Logogriff.

Mit i in Sturm und Wogendraus
Da fühlst er sich zu Haus.
Mit t sieht sie gar würdig aus
Und emsig schafft sie im Haus.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rässelsprungs in voriger Nummer.

Derbstäden!
Nun spinnt das Märchen in blauer Luft,
Silberne Pärchen, ob Wald und Kluft,
Schweigende Felder, schlummerndes Land,
Sterbende Wälder im Scharlachgewand.

(Lohmeyer)